

(Nachdruck verboten.)

48]

Die flucht.

Von K. Bagrynowski.

In Niehorski's Augen bligte es unheimlich auf. „Das weiß ich nicht,“ antwortete er gedehnt und nach langem Besinnen, als fürchte er seine eigenen Worte. „Der Letzte, der Fleisch aufgehängt hat, war . . . Woronin!“

„Weißt Du, was ich beim Abräumen der Brandreste gefunden habe? Ich habe einen verkohlten Lappen an der Erde gefunden.“

„Nun, und was wäre dabei? Kann er nicht von Dir abgefallen sein?“

„Nein, das ist die Spur — einer Brandstiftung!“

Niehorski prallte zurück.

„Junge, Junge, was redest Du da! Wäge Deine Worte! Woronin oder jemand anders hat ihn doch dort lassen können!“

„Ich hab' ein Teilchen davon an einem Draht haften gefunden. Er war dicht über dem Luftloch angebracht, wo die Blut nur so hervorschaubt, und wo wir nicht einmal Fleisch aufhängen, weil es briet. Komm mit in die Werkstatt, dann sollst Du's sehen.“

Hestig erregt betrachtete Niehorski den Lappenrest und den Draht mit dem kleinen Stück ausgebrannter Kohle daran; aber er hielt jede Bemerkung zurück. Ueber sein ausdrucksvolles Gesicht zog nur wiederholt eine dunkle, zitternde Wolke, der Schatten eines düsteren und schmerzlichen Gedankens.

„Woronin kann das nicht getan haben. Einen ähnlichen Stoff besitzt er gar nicht. Das ist ein dichtes, baumwollenes Gewebe mit Wolle dazwischen. Siehst Du, wie es stellenweise glänzt und zusammengeschrumpft ist. Uebrigens seh' ich für ihn ein. Ich seh' einen ganzen Plan darin . . .“

„Laß gut sein, Lieber, nenne den Namen nicht! — Das kann nichts ändern, nichts bessern!“ unterbrach ihn Niehorski, plötzlich aus seinem Sinnen auffahrend.

Krassuski sah ihn verwundert an.

„Doch. Ich will ihn nennen. Die Frechheit dieses Menschen entsetzt mich geradezu. Heute noch hat er Moral gepredigt.“

„Halt ein! Halt ein!“ rief Niehorski heftig, und als Krassuski schwieg, sah er ihn mit seinen traurigen, schwarzen, schon wieder sanft blickenden Augen an und begann leise, aber entschieden:

„Mein Lieber, möchtest Du jetzt ein Gerichtsverfahren einleiten und die Schuldigen herausfinden? Das Ausmaß der Gerechtigkeit ist in der ganzen weiten Welt keinen Pfifferling wert, wenn es nicht die Ursachen des Bösen beseitigt; und sind wir in der Lage, es beseitigen zu können? Die Entdeckung des Verbrechens und noch mehr die Bloßstellung des Täters würde unnützlich Zwietracht und Bitterkeit in unsere Reihen tragen. Sie würde noch ein Hindernis mehr werden und wir haben ihrer schon so viele. Weißt Du, wohin uns das Aufnehmen dieser Frage führen könnte? Wer dann führe, und wer hier bleiben würde?“

Krassuski machte eine unruhige Bewegung und wandte sich vom Lichte ab.

„Wer es getan hat, ist gleichgültig. Vielleicht wird dieser Jemand, wenn wir ihn aus der Hölle der Verbannung befreit haben, wieder — der alte und wird uns durch seinen Kampf um unsere Ideale tausendfach vergelten, daß wir ihm diese Schmach erspart haben.“

„Das werde ich nie begreifen lernen. Also Du meinst, es sei besser, mit dem Verdacht im Herzen einherzugehen.“

„Nein. Ich rate, den Verdacht schleunigst zu ersticken. — Und ich rate Dir, den Trockenraum auf jeden Fall mit einem Vorhängeschloß zu versehen.“

„Das will ich tun. Aber ich glaube nicht, daß sich etwas Ähnliches wiederholt. Solche Dinge werden nicht zweimal getan.“

„Gut. Dein Wunsch soll erfüllt werden. Ich will es niemand sagen! Und ich will sogar versuchen, zu vergessen!“

Die gerunzelten Brauen der Freunde glätteten sich und sie sahen einander herzlich in die Augen.

„Du bist ein Mordskerl, Stach!“ jagte Niehorski, indem er die Hand des Freundes drückte. „Ein so gesunder Kerl an Leib und Seele, aber trotzdem noch solch ein großes Kind! Wäre es Dir doch vergönnt, Dir Dein kindliches Gemüt noch recht lange zu bewahren. Vergere Dich, wenn Du's nicht lassen kannst, aber laß den Zorn nicht Wurzel in Deinem Herzen fassen! Hüte Dich vor Haß und Eifersucht! Das sind unfruchtbare und elende Leidenschaften!“

Er umarmte den Freund noch einmal, nahm das Schloß und ging fort. Ehe Krassuski an seine Arbeit ging, dachte er über die wunderliche Wendung nach, die diese Angelegenheit genommen hatte.

„Niehorski hat recht! Ich war niederträchtig!“ sagte er zu sich selbst, nachdem er sein Gewissen aufs sorgfältigste geprüft hatte. „Im Grunde genommen habe ich mich darüber gefreut, daß er ins Unglück geraten war, aber . . . das wird sich nicht mehr wiederholen!“

Mrister Morley hatte Dschurdschnj schon lange verlassen, aber an seiner Statt war ein ganzer Haufe von anderen überseeischen Antömmlingen in der Stadt angelangt. Sie waren jedoch so ganz anders als die Schiffbrüchigen, so wunderbar, so wenig gebildet und unsympathisch, daß die Verbannten ihnen beharrlich aus dem Wege gingen.

Die Einwohner von Dschurdschnj hingegen waren entzückt von den neuen Gästen, denn diese tranken gern mit ihnen, redeten Dummheiten, wenn sie angeheitert waren, und tanzten den beliebten „Täubchentanz“ mit den Damen, indem sie ihr Tschentusch dabei schwenkten.

Die „Soireen“ bei Brantwein und Kartenspiel wurden immer häufiger und füllten, wie in der guten, alten Zeit, die Tage und Nächte von Dschurdschnj aus. Das Resultat dieser Lustbarkeiten war, daß Vater Kasij bald nach der Abreise der überseeischen Gäste „grüne Teufelchen“ erblickte, und der Doktor, und einige Tage darauf auch der Feldscher, infolge übermäßigen Trinkens einem Gehirnschlag erlagen.

Und wieder hielt die blasser Furcht ihren Einzug im Städtchen.

Als anerkannter Vorkühner und Verteidiger der öffentlichen Meinung von Dschurdschnj glitt der Adjunkt vorsichtig in den Salon des Isprawnik. Nach den üblichen Begrüßungen und dem dazu gehörenden Käuspern begann er:

„Ich erlaube mir, Sie auf die beunruhigenden Gerüchte aufmerksam zu machen, die in Dschurdschnj von Mund zu Mund gehen, und von denen Sie, verehrter Herr, infolge Ihrer langen Abwesenheit und der vielen Mühen, welche die Anwesenheit der Amerikaner mit sich brachte, wohl noch nichts gehört haben können. Zwei so plötzliche und so schnell auf einander erfolgte Todesfälle sind etwas sehr frappantes und Verdächtiges. Es ist niemand da, der eine Sektion vornehmen oder ein Protokoll aufsetzen könnte. Und nun wird allgemein behauptet, der Tod der Verstorbenen sei nicht gesetzmäßig und freiwillig erfolgt. Was ist also zu tun? Sollen die Leichen begraben oder in die Eisfellen gesenkt und der Gouverneur benachrichtigt werden? Umjomehr, als sich bei dieser Gelegenheit vielleicht auch der Selbstmord Tscherewins aufklären ließe, den eine unglückliche Liebe in den Tod getrieben haben soll. Aber zu diesem Zwecke dürfte der Frau Doktor vorläufig kein Reisepaß ausgestellt werden.“

Der Isprawnik, der mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging, blieb stehen und maß den Sprechenden mit neugierigen Blicken.

„Uebrigens will ich mir nicht erlauben, Vorschläge zu machen!“ entschuldigte sich dieser verlegen. „Was die Frau Doktor anbetrifft, so wäre es im Gegenteil angebracht, ihr keine Schwierigkeiten zu machen, damit sie den Winterweg noch benutzen kann, der ohnehin immer schlechter wird. Aber — ich halte es für meine Pflicht, hinzuzufügen, daß der Doktor in der letzten Zeit unmäßig viel getrunken hat, und es ist nicht einmal bekannt, wo er den Schnaps hernahm, denn Gavrjlo Gavrjlotsch und der Jakute Las behaupten einmütig, bei ihnen habe er keinen gekauft. Bei den Verbannten aber steigt nachts immer Rauch auf, sie tragen heimlich allerlei Kästen durch die Straßen, und Krassuski verbirgt „unbegreiflich geformte“ Gegenstände in der Schmiede. Müßte man da nicht annehmen, daß sie vielleicht insgeheim Schnaps aus isländischem Moos brennen, wie das im Gouvernement Archangel geschehen soll,

Umso mehr, da von Augenzeugen festgestellt worden ist, daß Muzja alle Tage in betrunkenem Zustande mit einer als Frau verkleideten Brotschaukel herumtanzt, obgleich er, wie auch erwiesen worden ist, nirgends Schnaps kauft und nicht einmal das Haus verläßt. Wäre es also nicht angebracht, eine plötzliche Hausdurchsuchung bei den Verbannten vorzunehmen, der eine schärfere Aufsicht voranzugehen?

Der Zsprawnik blieb wieder stehen.

„Mein Herr,“ sagte er trocken, „ich habe das alles schon gehört. Den Doktor versorgte Kosloff mit Schnaps. Ja, Ihr Freund Kosloff versorgte ihn mit Schnaps, um auszuheilen im Spital wirtschastlich zu können. Muzja hat das Recht zu tanzen, mit wem er will und zu trinken, was er will und so viel er will. Was aber die Hausdurchsuchung anbetrifft, so geh' ich gern drauf ein, übernehmen Sie dieselbe. Bewaffnen Sie alle Ihre zehn Kosaken mit den ramponierten Gewehren und führen Sie sie an zum Sturm. Bitte! Ich hab' nichts dagegen!“

„Eben, während Ihrer Abwesenheit, habe ich die höhere Behörde in meinem Rapport auf den gänzlichen Mangel an Militär in Dschurdtschnj aufmerksam gemacht,“ warf der Beamte zudersüß ein.

„Ich denke, der Dank der Verbannten wird Ihnen nicht ausbleiben. Soviel ich weiß, ist es schon lange ihr Wunsch, ihre Rechnungen mit Ihnen zu begleichen,“ fuhr der Zsprawnik fort, ohne auf die Erklärungen des Adjunkten zu achten.

„Ich weiß nur zu gut, daß mich die Feinde von Thron, Altar und Vaterland hassen,“ unterbrach ihn der Adjunkt wieder dehmütig.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Unterhaltungsspiele bei Tieren.

Nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere haben Freude am Spiel. Das kann man selbst in einer Großstadt beobachten, wo auf dem wohlgepflegten Rasen Hunde oft genug die Gelegenheit wahrnehmen, mit einander zu toben. Die Analogie geht aber noch weiter. Wie bei den Menschen, so ist auch bei den Tieren vorzugsweise die Jugend zu allerlei lustigen Gliederübungen geneigt, während das Alter in allgemeinen nicht viel von solchen Torheiten wissen will. Daher kommt es nicht selten vor, daß ein junger Hund mit einem alten zu spielen versucht, der alte Griesgram aber sich mürrisch abwendet.

Außerordentlich gern spielen auch Kagen. Von anderen Haustieren sind die Füllen und ganz besonders die Ziegen stets zu mutwilligen Streichen ausgelegt. Dies doch eine alte Gouvernante beim Anblicke der Kapriolen, die von übermütigen Füllen verübt wurden, zu ihren Schutzhofstelen: „Sehen Sie, meine Damen, dahin kommt die Jugend, wenn sie ohne Gouvernante aufwächst!“

Aber das Spielen ist nicht nur eine Eigentümlichkeit der Haustiere, wir finden es ebenso bei den wilden Tieren. Daß die den Menschen am nächsten stehenden Affen von einer unbändigen Spielwut besessen sind, weiß ein jeder, der vor einem besetzten Affenkäfig gestanden hat. Auch in der Wildnis spielen sie sehr gern, wie alle Beobachter übereinstimmend versichern. Rechtwürdigerweise finden sie — wenigstens die menschenähnlichen Affen — wie alle Kinder, ein großes Vergnügen daran, an hohlen Gegenständen zu trommeln. Ich will mich hier auf die Beobachtungen berufen, die man an dem vor einem Menschenalter in Berlin gezeigten jungen Gorilla gemacht hat. Es heißt dort: „Wenn Npungu in seiner Freude an einer ungelehrten Plechschüssel, die in dem Käfige lag, vorüber kam, dann konnte er es nicht unterlassen, im Vorübergehen einigemal mit den Fäusten darauf zu trommeln. Steigerte sich aber sein Vergnügen auf das höchste Maß, dann stellte er sich wohl auch frei aufrecht und klatschte laut zwei- oder dreimal in die Hände, um dann sogleich auf allen Vieren wieder davon zu eilen! Wegen dieser auffallenden und menschenähnlichen Gemütsäußerungen befragten wir den anwesenden Dr. Falkenstein, ob er oder irgend jemand den Gorilla dieses gelehrt habe. Er versicherte, daß weder er noch sonst jemand in seiner Umgebung dies getan, daß vielmehr das ganz jung in die Gefangenschaft gekommene Tier diese Gewohnheit mitgebracht habe und daß diese — da auch die Regier niemals in die Lage gekommen seien, in die Hände zu klatschen — deshalb wohl eine Art-eigentümlichkeit, also eine vererbte Gewohnheit sein müsse.“

Uebrigens trommelt auch sein nächster Verwandter, der Schimpanse, mit Vorliebe. Wimwood Neade berichtet, daß ihn die Regier zu einem hohen Baume geführt hätten mit der Erklärung, dieser sei die Trommel des gedachten Affen. Sie hätten ihm auch gezeigt, wie der Schimpanse diesem durch Stampfen mit den Beinen einen trommelnden Ton zu entlocken wisse. Von einem gezähmten berichtet er das gleiche: „Er zeigt sich wahrhaft entzückt, wenn sich ein Mensch herbeiläßt, in derselben Weise wie er zu klopfen, ja er fordert Wellen geradezu auf, derartig mit ihm zu spielen.“

Daß die Meerestiere auch in der Wildnis gern spielen, läßt sich von vornherein annehmen. Pechuel-Loesche schreibt hierüber folgendes:

„Ihrem Wesen getreu scheinen sie auch im Walde allerlei Kurzweil zu treiben. Eben dort, wo eine Wande entlang zieht, hört man häufig oft das Knaden durrer Nests und das wuchtige Niederkrachen morscher Zaden. Wer die Affen kennt, kann nicht glauben, daß sie unlang genug wären, auf trügerischen Brücken zu wandeln; es ist vielmehr anzunehmen, daß sie die Hölzer aus reinem Mutwillen in der Höhe abbrechen. Ferner schaukeln sie sich gern an den wie glatte Laue niederhängenden Luftwurzeln der Mangroven, und strassgespannte Lianen setzen sie durch Anspringen sowie Zerrn oder Anschlageln mit den Händen gern in vibrierende Bewegung, bringen sie wie Saiten und Sehnen zum Summen und Dröhnen.“

Wie die Hunde, so spielen auch ihre wilden Verwandten, die Wölfe und Füchse, sehr gern. Ein Rittergutsbesitzer aus Hinterpommern erzählte mir, daß seine Großmutter oft geschildert hätte, wie die den Franzosen nachfolgenden Wölfe — die sich in seiner Heimat häuslich niedergelassen hatten — zur Winterszeit auf dem blankgefrorenen See wie Hunde gespielt hätten.

Das Spielen junger Füchse ist aus Abbildungen wohl jedem bekannt. Aber auch der schwerfällige Dachs ist Spielereien nicht abgeneigt. v. Pietruski erzählt von zwei jungen Dachsen, die er besaß: „Sehr schön war es anzusehen, wie sie in hellen und milden Nächten zusammen spielten. Sie bellten wie junge Hunde, murmelten wie Murrektiere, umarmten einander zärtlich wie Affen und trieben tausenderlei Posen.“

Sehr spiellustig sind ferner Marber, ebenso der Wassermarder, den wir Fischotter nennen, aber auch der größte Marder, der plumpe Vielfraß. Von zwei Jungen dieser Art berichtet Drehm folgendes: „Etwas lustigeres und vergnügteres, als diese beiden Geschöpfe sind, kann man sich nicht denken. Nur äußerst selten sieht man sie kurze Zeit der Ruhe pflegen, den größten Teil des Tages verbringen sie mit Spielen, welche ursprünglich durchaus nicht böse gemeint zu sein scheinen, bald aber ernster werden und gelegentlich in einen Zweikampf übergehen, bei welchem beide Medien Gebiß und Zagen wechselseitig gebrauchen. Unter kaum wiederzugebendem Geläch, Geknurr und Geheul rollen sie übereinander weg, so daß der eine bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauche des anderen liegt, von diesem abgeschüttelt und nun seinerseits niedergeworfen wird, springen auf, suchen sich mit den Zähnen zu packen, zerrn sich an den Schwänzen und kollern von neuem ein gutes Stück über den Boden fort. Endet das Spiel beziehentlich der Zweikampf, so trollen beide hintereinander her, durchmessen ihren Käfig nach allen Seiten, durchschnüffeln alle Winkel und Ecken, untersuchen jeden Gegenstand, welcher sich findet, werfen Futter- und Trinkgefäße über den Haufen, ärgern die rechtschaffenen Waschweiber, welche ihre Käfige zu reinigen haben, durch unstillbare Forchtungseifer nach Dingen und Gegenständen, welche sie unbedingt nichts angehen, erzürnen sich wiederum und beginnen das alte Spiel, achtstunde Beobachter stundenlang fessellnd.“

Nicht minder spiellustig sind junge Bären, von denen er folgendes erzählt: „Junge, etwa fünf bis sechs Monate alte Bären sind höchst ergötliche Tiere. Ihre Beweglichkeit ist groß, ihre Tölpelhaftigkeit nicht geringer, und so erklärt es sich, daß sie fortwährend die drolligsten Streiche ausführen. Ihr kindisches Wesen zeigt sich in jeder Handlung. Sie sind spiellustig in hohem Grade, klettern aus reinem Uebermut oft an den Bäumen empor, balgen sich wie muntere Buben, springen ins Wasser, rennen zweck- und ziellos umher und treiben hunderterlei Posen.“

Aber nicht nur Affen und Raubtiere, sondern auch Pflanzenfresser lieben in der Freiheit das Spielen. Eine besondere Vorliebe hierfür scheinen die Gemsen zu haben. „Auf den schmalsten Felsenkanten,“ schildert Tschudi, „treiben sie sich umher, suchen sich mit den Hörnchen herunterzustößen, spiegeln an einem Orte den Angriff vor, um sich an einem anderen bloßzustellen, und necken sich auf die mutwilligste Art. Oft sieht man ganze Rudel stundenlang an mutwilligen Springen sich ergötzen, zuweilen förmlich in allerlei Turnkünsten sich überbieten.“

Von einer ganz absonderlichen Art ihrer Spiele berichtet ferner Drehm im folgenden: „Wenn Gemsen im Sommer bis zu dem Firnschnee emporgestiegen sind und sich vollkommen ungestört wissen, vergnügen sie sich oft damit, daß sie sich an dem oberen Ende stark geneigter Felsflächen plötzlich in fauender Stellung auf den Schnee werfen, mit allen Läufen zu rudern beginnen, sich dadurch in Bewegung setzen, nimmere auf der Schneefläche nach unten gleiten und oft hundert bis hundertundfünfzig Meter in dieser Weise gleichsam Schlittenfahrend, durchmessen, wobei der Schnee hoch aufsteht und sie wie mit Puderstaub überdeckt. Unten angekommen, springen sie wieder auf die Läufe und klettern langsam denselben Weg hinauf, welchen sie herabstehend zurückgelegt haben. Die übrigen Mitglieder des Rudels schauen den gleitenden Kameraden vergnüglich zu, und eines und das andere Stück beginnt dann dasselbe Spiel. Oft fährt eine und dieselbe Gemse zwei-, drei- und mehrmal über den Firnschnee herab; oft gleiten mehrere unmittelbar nach einander in die Tiefe. So sehr sie übrigens ein derartiges Spiel beschäftigen mag, ihre Sicherung lassen sie deshalb niemals aus dem Auge, und der bloße Anblick eines Menschen, Befände sich derselbe noch in weiterer Ferne, beendigt sofort das Spiel und ändert mit einem Schlage das Wesen und Benehmen der mißtrauischen Geschöpfe.“

Ehe wir von den Pflanzenfressern scheiden, wollen wir noch des Gnu gedenken, dessen absonderliche Gestalt — es sieht wie aus Hind, Pferd und Antilope zusammengesetzt aus — wohl jedem Beschauer

Kleines feuilleton.

unbergeßlich geblieben ist, denn es ist nach Drehms und anderer Naturforscher Urteil der spielflustigste aller Wiederläufer.

Dah, wenn die Säugetiere gern spielen, die leicht beschwingten Vögel dieselben Eigenschaften besitzen, ist eigentlich selbstverständlich. Namentlich zur Minnezeit sind sie besonders dazu ausgelegt. Ich will hier nur den Kiebitz anführen, von dem Liebe nachstehendes erzählt:

„Wieder eine andere Bewegung, die ich zu den spielenden zähle, weil man sie nur sieht, wenn sie sorglos beisammen stehen und durch Zeichen und auch durch leicht krächzendes Gemurmel eine Art Unterhaltung pflegen, ist die, daß sie den Kopf seitlich niederstrecken, als ob sie etwas von dem Boden aufheben wollten. Bei starker Erregung wiederholen sie diese Bewegung öfters und führen sie schneller aus. Namentlich kann man das beobachten bei Gelegenheit der Hochzeitspiele. Das Männchen umschwebt dann das am Boden stehende Weibchen zuerst mit den wunderbarsten Flugkünsten und stürzt sich endlich, wenn sich letzteres in eine kleine Bodennulde geduckt hat, in der Nähe desselben auf die Erde, geht aber keineswegs immer sogleich zu ihm hin, sondern liebäugelt zuvor auf eine wunderliche Weise, trippelt bald rechts, bald links vor, immer mit kurzen Pausen, ehe es ganz still steht, und macht dabei jene eben beschriebene Bewegung, welche tiefen Verbeugungen auf das Haar gleicht. Jetzt wird das Weibchen rege, hebt sich ein wenig in den Fersen, schaukelt sich hin und wieder unter leichtem Schwanzwippen und läßt dabei ein halbblaues, recht unangenehm klingendes, krächzendes Geschwätz hören, mit welchem es das Männchen zu ermuntern scheint. Dieses kommt nun näher heran und gibt seinen warmen Gefühlen dadurch Ausdruck, daß es einige Schritte zu dem Weibchen vorläuft, stehen bleibt, dann Hinstenhalme, ein Stengelchen oder sonst dergleichen mit dem Schnabel faßt und über den Rücken hinter sich wirft, das Spiel auch öfters wiederholt. Ein ähnliches Liebeswerben habe ich bei keinem anderen Vogel beobachtet. Ob das Männchen damit auf den Nestbau andeuten will, um im Weibchen günstige Gefühle zu erwecken? Ich möchte das fast glauben, so dürftig auch der Nestbau ist.“

Aber selbst plumpe Tiere, denen man es sonst gar nicht zutrauen sollte, lieben das Spiel. Ich will hier nur folgende anführen: den Wüffel, den Eisbär und den Elefant.

Von dem erstgenannten heißt es: „Zurzeit der Nilüberschwemmung beginnt für sie eine Zeit des Genusses. Schwimmen treiben sie sich auf den überfluteten Feldern umher, vereinigen sich zu großen Herden, spielen im Wasser mit einander und kommen nur dann nach Hause, wenn die Rüsse von der Milch gedrückt werden und gemolken sein wollen.“

Und von den Eisbären erzählt Elliot: „Gesä ligit treiben sie mitunter Mollusca, jagen und balgen sich auf dem Eise in lustigem Durcheinander. Auf solchen Spielflächen ist der Schnee zertrampelt und zerwühlt, geneigte Flächen scheinen sogar als Ausschabungen benutzt worden zu sein, und die breiten Fahrten, sowie Kloden vom Pelze verraten, wer daselbst gehäuft hat.“

Von dem Elefanten brachten die „fliegenden Blätter“ gelegentlich ein nettes Bild. Vater und Mutter hielten sich gegenseitig mit ihren Rüsseln fest, die beide eine Leine bildeten, auf dem das Jüngste schaukelte. Das ist natürlich nur Phantasieprodukt, aber daß der Elefant gern spielt, ersehen wir aus folgender Schilderung einer Elefantenjagd von Wislmann: „Bald kamen wir an einen riesigen Termitenbau, in dessen Wänden ein Elefant seine mächtigen Waffen, die Stoßzähne, poliert hatte. Es mußte ein gewaltiger alter Waldredde gewesen sein, denn die Löcher, in welche die mächtigen Zähne eingebunden waren, hatten fast eine Handspanne Durchmesser. Bald darauf erzählte uns das Studium der Fahrte, daß einer der Dichthäuter eine Piane gesägt hatte und mit ihr weiter gewandert war, im Losreißen des zähen Gewächses von den Bäumen und Niederreihen kleiner Bäume seine gewaltige Kraft versuchend. Dann kamen wir an einen von sumpfigem Boden eingefassten Bach, in dessen übermannshohem, üppigem Kraut- und Blätterwuchs die Tiere eine kolossale Verwüstung angerichtet hatten. Am Gange des Ufers fanden wir ein ovales, tiefes Loch in den Boden gestampft. Hier hatte sich ein alter Elefant lange Zeit damit vergnügt, den Fuß in den feuchten Boden tief hineinzustampfen, und das Geräusch beim Herausziehen aus dem nassen Lehm hatte ihn scheinbar unterhalten.“

So unglaublich das an sich klingt, so erscheint es hier im Zusammenhange gar nicht so unmöglich. Sieht man übrigens davon ab, daß v. Wislmann ein ausgezeichnete Tierbeobachter ist, dem man unbedingt trauen kann, so steht auch seine Annahme ganz im Einklange mit dem, was man von dem noch viel plumperen Nashorn berichtet. Von diesem stumpfsinnigen Dichthäuter heißt es nämlich: „Bei guter Laune gefällt es sich, schon seines Vergnügens halber, darin, einen kleinen Baum oder Strauch aus dem Boden zu wühlen, und legt zu diesem Zweck mit dem gewaltigen Horn so lange unter den Wurzeln herum, bis es schließlich den Strauch erfassen und herausheben kann.“

Da nun auch Insekten miteinander spielen — P. Huber beobachtete z. B., daß Ameisen sich jagten und taten, als ob sie einander beißen wollten —, so wird man wohl die Behauptung aufstellen können, daß alle Tiere gern spielen, namentlich in der Jugend. Daß man bis jetzt noch nicht die Beweise für alle Tierarten beibringen kann, liegt lediglich daran, daß die Naturforscher diesem Gebiete nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben. —

K. Der Schwindel mit den echten „Strads“. Aus London wird berichtet: Von den vielen Formen des Schwindels in Kunsthandel, die es in der Welt gibt, scheint neuerdings die mit „echten Stradivariusgeigen“ besonders in Aufnahme zu kommen. Es muß zahlreiche Leute in der Welt geben, die auf eine betrügerische Annonce hin „eine alte Stradivariusgeige, ein Familienerbstück für 15 bis 25 Mark“ gekauft haben mit „Vogen, Kästen, Kolophonium und vollständiger Anleitung“ und nun meinen, daß sie tatsächlich eine „echte Strad“ erstanden haben, die ein kleines Vermögen wert ist. Von dieser seltsamen Leichtgläubigkeit erzählte der Londoner Instrumentenbauer Alfred C. Hill ein lustiges Fröbchen. Vor einiger Zeit ging die Nachricht durch die englische Presse, daß ein Arbeiter auf einer Auktion eine alte Geige für 6 M. gekauft und sie bald darauf für 12 000 M. an einen Händler weiter veräußert habe, der seinerseits für die „lange verlorene Strad“ einen Käufer für 32 000 M. gefunden hätte. Seit dieser Zeit wird seine Firma buchstäblich überhäuft mit Angeboten alter „Strads“ und „Amatis“. Ihre Zahl war so groß, daß man zur Beantwortung einen Zirkularbrief hat schreiben lassen müssen. Hill selbst denkt sehr skeptisch über diese Stradivarius-Geige für 6 M., die dann 32 000 M. erzielt haben soll. Es ist auch nicht richtig, wenn bei dieser Gelegenheit behauptet wurde, daß es in der ganzen Welt nur 12 oder 13 echte Stradivarius-Geigen geben sollte. „Wir selbst haben schon mehr als zwölf bei uns gleichzeitig gehabt“, erklärte er. „Und im ganzen haben wir viel mehr in unsere Hände bekommen, einmal sogar 46 berühmte zur Vergleichung gemessen. Es fehlt tatsächlich, wie damals weiter gesagt wurde, eine Stradivarius, die das Datum 1709 trägt und sich in der Plowden-Sammlung befand. Sie ist einem Attaché der britischen Gesandtschaft in St. Petersburg im Jahre 1869 oder 1870 gestohlen worden, und man hat dann nie wieder von ihr gehört. Sicherlich wird sie eines Tages wieder auftauchen. Ferner fehlt von den bekannten Stradivarius-Instrumenten eine berühmte Bratsche. In der Sammlung im königlichen Schloß zu Madrid waren zwei Bratschen, als die Franzosen Ende des 18. Jahrhunderts die Stadt besetzten.“ Eine wurde 1819 in Paris gefunden und von einem Engländer gekauft. Die andere ist „verloren“. Außerdem fehlen noch zwei Violinen und sieben oder acht echte Violoncelli. Wie viele echte Stradivarius es überhaupt in der Welt gibt, läßt sich aber nicht mit Sicherheit sagen. Ich weiß, daß man allgemein glaube, ihre Zahl wäre nur klein und die meisten für echt ausgegebenen Instrumente wären nie von der Hand des Meisters berührt worden. Zweifellos segeln viele unter falscher Flagge, aber nicht so viele, wie wohl behauptet wird. Wer nichts von Geigen versteht, kann sich freilich leicht täuschen lassen und ein alt aussehendes Instrument allein deshalb für echt halten, weil es ein Stradivarius-Geigen trägt. Tausende tragen dieses falsche Zeichen; aber davon lassen sich eben nur Leute täuschen, die auf alles hineinfallen. Andere Instrumente wieder sind vorzüglich, und die hohen Preise, die dafür bezahlt werden, sind durchaus berechtigt. Der Handel in falschen „alten“ Geigen ist freilich sehr ausgebeutet, weil das Publikum mit besonderer Vorliebe alte Instrumente kauft. Es gibt aber doch auch eine große Zahl echter Instrumente. Stradivarius erreichte ein Alter von 94 Jahren und arbeitete 75 Jahre. Er lebte nur seiner Kunst, die seine Leidenschaft war; er hatte stets ein Werkzeug in den Händen und arbeitete bis an sein Lebensende. Bei seinem Tode fand man in seinem Nachlaß 92 unverkaufte Instrumente, und eine große Zahl war schon in der ganzen Welt verstreut. Meine Brüder und ich nehmen in unserer Biographie des Stradivarius an, daß er durchschnittlich zwei Violinen und ein Violoncello monatlich gemacht habe, so daß wir über 1100 Instrumente, darunter 540 Violinen rechnen können. Es würde mich aber nicht überraschen, wenn es noch wenigstens 100 Geigen mehr gäbe. In den Anrufen nach 1790 mögen viele Instrumente zerstört worden sein, aber seit 1815 sind es sicher nur sehr wenige. In unserer mehr als fünfzigjährigen Erfahrung ist uns kaum ein Fall eines „verlorenen“ Instrumentes bekannt geworden. Viele Stradivari, die wir gesehen haben, sind von schlechten Spielern schlecht behandelt worden, andere dagegen sind vorzüglich erhalten. Pablo Sarasate besitzt drei. Seine „1724“, die seit dreißig Jahren sein Solo-Instrument und ständig im Gebrauch ist, ist heute so frisch wie vor zwanzig Jahren, als sie ausgebeßert wurde. Die Preise hängen natürlich davon ab, wie die Instrumente erhalten sind. Stradivarius selbst nahm nach unserem Gelde 200 bis 300 M. für eine Violine und 700 M. für ein Violoncello. Jetzt zahlt man für ein gewöhnliches Instrument 12 000 bis 20 000 M. und für ein schönes Erzeugnis seiner Kunst 24 000 M. und mehr. 1890 bezahlten wir 40 000 M. für „Le Messie“, die Geige, die dem Lehrer Sarasates, Alard, gehört hatte.“ —

Aus dem Pflanzenleben.

— Hebert wintern der Dahlienknollen. Zu diesem Thema durch sich Steinmay in der „Merithus“: Um Dahlienknollen gut zu überwintern, ist es vor allen Dingen notwendig, dieselben durch natürliche oder künstliche Mittel zur Reife zu bringen. Zu Anfang Oktober häufte man die Erde um den Stamm der Pflanzen an, so daß die Feuchtigkeit nicht mehr weit in das Erdreich und zu den Knollen dringen kann. Steht Torfmoos zur Verfügung, so ist dieses wohl das beste Mittel, das von den Pflanzen abfließende Wasser aufzuhalten. Die Erde kann, wenn man Torfmoos um die Pflanzen schüttet, eher abtrocknen; es werden demnach die Knollen früher ausreifen. Haben die ersten Nachfröste

nun die letzten, oft noch in voller Pracht stehenden Blüten vernichtet, und ist das frische, grüne Kraut zerstört, so schneide man die Stengel der Pflanzen ungefähr 15 Zentimeter hoch über dem Erdboden ab. Den abgeschnittenen Teil lege man, um das etwaige Eindringen des Frostes in das Erdreich zu verhüten, über die Stämme. An einem sonnigen Tage muß mit dem Aufnehmen der Dahlienknollen begonnen werden. Nachdem das Deckmaterial beiseite geschafft worden ist, lege man die Knollen, vom Wurzelhals ausgehend, durch vorsichtiges Entfernen der Erde, frei. Jede Beschädigung der Knollen muß, da sie die spätere Fäulnis derselben veranlaßt, vermieden werden. Mit einem Spaten oder einer Düngergabel sind die Knollen aus dem Pflanzenloch zu heben; die denselben etwa anhaftende Erde ist mit einem spitzen Hölzchen vorsichtig zu entfernen. Beim Aufnehmen hüte man sich aber, Gewalt anzuwenden. Die Knollen sind äußerst spröde, jede ungeschickte Bewegung mit dem Spaten führt eine Verletzung der Knollen herbei. Weil die Dahlienknollen nur völlig trocken in ihr Winterquartier gebracht werden dürfen, so setze man sie nach dem Aufnehmen einige Tage der frischen Luft aus. Des Nachts sind sie in ein abgeerntetes Mistbeet, welches selbstverständlich gedeckt werden muß, oder in einen Schuppen frostfrei einzustellen. Nach Erfüllung dieser Vorbedingungen kann an das Einräumen der Knollen in ihr Winterlager gedacht werden. Steht dem Besizer ein kühler, trockener Keller, dessen Temperatur nie unter fünf Grad Celsius hinuntergeht und welcher gut gelüftet werden kann, zur Verfügung, so ist dieser jedem anderen Lokal zur Ueberwinterung der Knollen vorzuziehen. Vodenräume sind zu trocken, und in den Gemächshäusern, unter deren Stellagen man oft die Knollen aufgeschichtet liegen sieht, ist es zu feucht. In feuchten Räumen stellt sich leicht die verderbliche Schimmelbildung ein, in trockenen, warmen Räumen schrumpfen die Knollen sehr zusammen. Es war bisher üblich, die Knollen auf Stellagen oder auch direkt auf dem Fußboden aufeinandergepackt zu lagern, doch haben mehrfach angestellte Versuche ergeben, daß Knollen, welche in geringer Höhe über dem Fußboden hängend untergebracht waren, besser durch den Winter gekommen sind. Wenn die Knollen liegend aufbewahrt werden, kann wohl ihre Oberseite von der Luft bestrichen werden, doch die Unterseite, an welcher die Fäulnis meistens zuerst auftritt, bleibt unberührt. Frische Luft ist aber zur guten Ueberwinterung unbedingt nötig. Bevor die Knollen nun in den Keller kommen, soll man dieselben daraufhin untersuchen, ob beim Aufnehmen Verletzungen entstanden sind. Jede vorhandene Wunde ist sorgsam auszuschneiden und nach dem Antrocknen der Schnittfläche zum Schutz gegen Fäulnis mit pulverisierter Holzlosle einzureiben.

Bei guter, frostfreier Witterung sind die Kellerfenster offen zu halten; tritt aber regnerisches Wetter ein oder geht die Temperatur unter den Gefrierpunkt, dann sind die Fenster zu schließen, damit nicht übermäßige Feuchtigkeit oder gar Frost in den Raum eindringen. Alle 14 Tage ist nachzusehen, ob die Knollen nicht faulen. Ist ein Exemplar angegriffen, so soll, um dem Weiterumfickgreifen der Fäulnis vorzubeugen, der in Fäulnis übergegangene Teil sofort ausgeschnitten werden. Nach dem Antrocknen der Schnittfläche ist dieselbe mit feiner Holzlosle einzureiben. Es empfiehlt sich, die pulverisierte Kohle etwas zu erwärmen; dem dadurch wird beim Uebertragen auf die Knolle ein schnellerer Abschluß der Schnittfläche erzielt. Bei der Durchsicht richte man sein Augenmerk hauptsächlich auf die untere Seite der Knollen und auf die feinen Wurzelenden. Das Eintrocknen der letzteren ist belanglos, das Faulen aber gereicht der ganzen Knolle zum Verderben. Die Ueberwinterung der Dahlienknollen in warmen Räumen ist unsicher, und kann man nur dann auf guten Erfolg rechnen, wenn eine vorzügliche Ventilation behufs Zuführung frischer Luft vorhanden ist. In dumpfen, von der frischen Luft abgeschlossenen Räumen gehen infolge der stark auftretenden Fäulnis die Knollen meistens ein. Je näher der Frühling kommt, desto mehr muß der Blumenfreund auf seine Dahlienknollen Obacht geben. Durch die in den Aufbewahrungsraum eindringende Wärme angeregt, beginnen bereits im Februar oder März die Augen der Dahlienknollen anzuschwellen und teilweise auszutreiben. Die Knollen sind nun, um das Vergeilen der Triebe zu verhüten und um rechtzeitig gedrungene Stedlinge zur Vermehrung zu gewinnen, dem Fenster nahe zu bringen. Auch kann man um Mitte April die Knollen in ein kaltes Mistbeet bringen und dort bis zum Auspflanzen belassen. Damit etwa noch auftretende Nachfröste die jungen Triebe nicht vernichten, sind abends die Mistbeetfenster mit Matten zu bedecken.

Technisches.

y. Maschinelle Ausführung von Erdarbeiten im amerikanischen Eisenbahnbau. Daß man im amerikanischen Eisenbahnbau die Anwendung maschineller Hilfsmittel in der ausgedehntesten Weise durchzuführen sucht, dafür bieten verschiedene Ausstellungsgegenstände auf der Weltausstellung zu St. Louis recht interessante Belege. Zum Heben von Schienen usw. werden sogenannte Eisenbahnkrane, die auf Wagen montiert sind, benutzt; sie tragen nicht wenig zur schnellen Erledigung von Geleisverlegungen bei. Erdtransporte werden meist in der Weise durchgeführt, daß die Beladung der auf einem verlegten Geleise stehenden

Transportwagen mit Hilfe von Schaufelbaggern vorgenommen wird. Ein solcher Wagger wird maschinell betrieben. Auch das Entladen der Erdmassen wird wieder mit Hilfe einer mechanischen Einrichtung durchgeführt. Zu diesem Zweck sind die Plattformen der verwendeten Wagen durch Brücken mit einander verbunden. Auf dem ersten Plattformwagen hinter der Lokomotive steht eine Winde, die durch ein Seil mit der auf dem letzten Wagen plazierten Vorrichtung zum schnellen Entladen verbunden ist. Diese Vorrichtung ist ein sogenannter Pflug, ein der Größe der Wagenlasten angepaßtes Gestell, das durch die Zugkraft über die Wagen gezogen wird und dabei die Erdmassen vor sich herschiebt. Die Wagen sind mit Klapptüren versehen, so daß die vor dem Pfluge hergeschobenen Erdmassen durch diese Oeffnungen auf das Gelände zu beiden Seiten des Geleises entleert werden. Mit einer derartigen Einrichtung ist es möglich, durchschnittlich vierzehn Wagen in sechs Minuten von den Erdmengen zu entladen. Um nun das entladene Erdreich neben dem Geleise schnell zu glätten, läßt man es nicht wie bei uns mit Schaufeln auseinanderwerfen, sondern man hat auch hierfür eine mechanische Einrichtung erjonnen. Diese besteht aus einem Wagen, der auf dem Geleise fährt und mit seitlichen Streichbrettern versehen ist. Das Ebenen der Erdmassen wird nun einfach durch das Ziehen dieses Wagens mit Hilfe der Lokomotive bewirkt. Die Streichbretter sind verschiebbar, so daß man die entladenen Erdmassen in breiteren oder höheren Schichten glätten kann.

Humoristisches.

- Der Nutzen. Bub (zum Dirndl): „Sei froh, daß 's Beicht'n eing'führt is. Dös war a schöns sads Leb'n, wenn mer loa Sünd nimmer bege'h'n darft, außer ma käm in d' Höll.“
- Aus der Schule. „Warum hat Gregor VII. das Zölibat eingeführt?“
- „Damit sich die Pfarrer nicht so sehr vermehren.“
- Warum? „Was hat nun eigentlich die preussische Regierung mit dem Ankauf der „Gibernia“ bezweckt?“
- „Na, wollte sich zur Abwechslung auch mal unter der Erde („Simplizissimus“).“

Notizen.

- Eine neue Wieland-Ausgabe wird von der Berliner Akademie der Wissenschaften vorbereitet. Ein großer handschriftlicher, noch wenig durchforschter Stoff liegt zur Verarbeitung vor.
- Shaws „Candida“ ist im Deutschen Volkstheater zu Wien mit allen Ehren durchgefallen.
- In Paris hat sich unter Vorstz Eugène Demeriers eine Theater-Gesellschaft gebildet, die einen dauernden Wettbewerb für Theaterwerke, in erster Linie Einakter, veranstalten wird. Die Gesellschaft wird die Werke, die ihr wertvoll erscheinen werden, herausgeben und sie von Zeit zu Zeit auf einer Versuchsbühne bald in Paris, bald in der Provinz zur Aufführung bringen lassen.
- Im Stadttheater zu Zürich brachte es eine neue kleine Oper von Hans Jelmoli: „Sein Vermächtnis“ zu einem schönen Erfolg.
- In Solnhofen wurde ein Denkmal für Senefelder, dem Erfinder der Lithographie, enthüllt.
- Die Franzosen haben, wie man der „Frankfurter Zeitung“ berichtet, die Ausgrabung der Reste von Apollonia, einer alten jonischen Pflanzstadt an der Westküste des Schwarzen Meeres, in Angriff genommen. Die Trümmer der Stadt liegen auf einer Landzunge in der Nähe der heutigen bulgarischen Ortschaft Burgas.
- Petroleumverbrauch der Landbevölkerung Rußlands. Grelles Licht auf die Kulturzustände der Landbevölkerung Rußlands wirft eine offizielle Enquete über den Petroleumverbrauch, die das Landchaftsamt des Gouvernements Wladimir anstellte und durch den Statistiker Smirnow bearbeiten ließ. Die Ausgaben für Beleuchtung betragen dort pro Kopf und Jahr bei der ärmeren Dorfbevölkerung 37,18 Kop., bei den wohlhabenden 49 bis 69 Kop.; wie wenig das ist, geht daraus hervor, daß den genannten Zahlenwerten bei der Preislage von 1903 rund 3 bezw. 4 bis 6 Liter Steinöl schlechter Qualität entsprechen. Und doch ist Lampenlicht wohlfeiler als der alte Birkenspan, der seit der Entwaldung des Landes dem Bauer unerschwinglich geworden ist. Da der Bauer sich nicht über 1/70 seines Budgets für Beleuchtung leisten kann, so ist die Folge, daß die langen Herbst- und Winterabende der Arbeit verloren gehen und daß das Gefinde von 4 Uhr tags bis 8 Uhr morgens schläft.

(GLOBUS.)

— Weinjahre. In den Jahren 1420 bis 1429 mußte man, um nur für einen Keller zu trinken, zweimal ins Wirtshaus gehen. In Urach ließ ein Wirt bekannt geben, daß man für einen halben Wagen bei ihm von morgens bis abends trinken könnte.